Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 55 (1968)
Heft: 24

Artikel: Weihnachten
Autor: Schaper, Edzard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-537002

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Halbmonatsschrift für Erziehung und Unterricht

Schweizer Schule

15. Dezember 1968 55. Jahrgang Nr. 24

Unsere Betrachtung

Weihnachten*

Edzard Schaper

«Die Zahl der sowjetischen Interkontinentalraketen ist im letzen Jahr um fünfzig Prozent gestiegen. Die Sowjetunion hat ein begrenztes Lenkwaffen-Abwehrsystem entwickelt. Amerika besitzt die größte Armee der Welt. China verfügt vermutlich über dreißig Atombomben und gibt ein Fünftel seines Verteidigungsbudgets für die Mechanisierung der Armee aus. Die Überlegenheit der Vereinigten Staaten auf dem Gebiet der Interkontinentalraketen gegenüber der Sowjetunion ist weiter zusammengeschrumpft, nämlich von drei zu eins auf zwei zu eins. — Dies sind die wichtigsten Feststellungen in dem soeben veröffentlichten Jahresbericht des Institutes für strategische Studien in London.»

Ein prophetischer Bericht über das Jahr Null, dem auch dies Jahr im bürgerlichen und kirchlichen Kalender nachgerechnet wird, lautet:

«Licht strahlt über uns heute, denn geboren ist uns der Herr. Seinen Namen ruft man: Wunderbarer, Gott, Friedensfürst, Vater der kommenden Welt; und seines Reiches wird kein Ende sein.»

Doch in der heutigen, der damals noch kommenden Welt des Friedensfürsten donnern die Kanonen. Das Mündungsfeuer der Geschütze blitzt gegen das Leuchten, das den Engel der Verkündigung auf den Schafweiden bei Bethlehem umgab. Ist dies nun das Reich, dessen kein Ende hat sein sollen? Beruhen die beinahe zweitausend Jahre alten christlichen Vorstellungen von Christus als dem «Friedensfürsten» vielleicht auf ebensoviel menschlicher Kurzsichtigkeit wie die jüdischen Vorstellungen vom Messias als Wiederhersteller jüdisch-politischer und -militärischer Macht und Herrlichkeit im ganz diesseitigen jüdischen Staat? Es sieht nicht nur so aus; es ist so. Ein Reich muß sich zu seinem Bestand und seiner Wohlfahrt den Frieden sichern. Auch das Reich der Kirche. Deshalb ist seit beinahe zweitausend Jahren der Friede der Welt, der in der Geburt Jesu jenen verkündet wurde, «die guten Willens» sind, zu einem mehr und mehr säkularen Frieden unter den geschichtlichen Gewalten herabgewürdigt worden, und die Enttäuschung der Christenheit ob des entgegen aller Verheißung ewig fortdauernden Unfriedens hat so zugenommen wie ihre innere Lähmung durch den scheinbaren Widerspruch und den Hohn der Feinde Christi über die «unrealistische», ins Jenseits vertröstende Verkündigung des Christentums. Auch die Losung eines evangelischen Kirchentages: «Der Friede ist unter euch!» nimmt sich gegen die Krawalle und vielen Zänkereien einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Teilnehmern grotesk aus. Nein, da war kein Friede unter ihnen, keine Einmütigkeit im Herrn «bis ans Ende der Welt».

Das Mißverstehen dessen, was Frieden, was christlicher Frieden ist, hat das Christentum einen großen Teil seiner Glaubwürdigkeit geko-

* Dieser Text wurde mit freundlicher Erlaubnis des Dichters und des Arche-Verlags dem Bändchen «Auf der Brücke der Hoffnung, Betrachtungen zur Weihnacht» entnommen. Erschienen im Verlag der Arche, Peter Schifferli, Zürich. (Es handelt sich bei diesem Beitrag um die Ansprache Edzard Schapers, die er am 25. Dezember 1967 im Schweizerischen Rundfunk, Studio Bern, gehalten hat. Die Redaktion.)

WIR WÜNSCHEN ALLEN UNSERN MITARBEITERN UND ABONNENTEN GNADENREICHE WEIHNACHT

Die Schriftleitung

stet und den Kirchen und ihrer Verkündigung unter den modernen Menschen nur den Verdacht eingetragen, zu eigenem Nutzen zu predigen, was nicht glaubenswert, was unrealistisch, von beinahe zweitausend Jahren Geschichte innerlich und äußerlich überholt worden ist. Die poetische Metapher, daß Christus das neue Reich bringen werde, in dem das Lamm mit dem Löwen spielt, in dem Frieden in die Geschichte einziehen werde, in dem der Gestaltwandel der Dinge und die nie abreißenden Ströme des Geschehens ein Bett der Versöhnung zwischen Mensch und Mensch, zwischen Mensch und Ding, zwischen Volk und Volk finden würden — sie ist zu einer nicht abzutragenden Hypothek auf dem Erbe der Apostel geworden. Frieden in Christus ist denn eher die äußerste Herausforderung Gottes gegen das Gesetz der Welt, an den Menschen dieser Welt; dieser Friede ist letzter, bei vielen in nicht zu fassenden Schmerzen gewordener innerer Besitz.

So lange die Kirche anfangs gezögert hatte, ein Fest der Geburt ihres Herrn zu feiern, so rasch breitete das Weihnachtsfest sich später aus. In Mitteleuropa stieg es in kurzer Zeit zum Hauptfest des Jahres auf. Aber auch der Osten wurde von dieser Entwicklung ergriffen. Allenthalben erfüllte es, weil es so freundlich sinnenfällig ist und vor Goldflitter und lebendigem Licht nicht als Konfrontation mit der Armut und dem Elend des Eintritts Gottes in die irdische Geschichtlichkeit gefeiert wird, alle Herzen. Der heilige Chrysostomus nannte Weihnachten «die Brunnenstube des Christentums». «Von hier sind», sagte er, «wie Flüsse, die von einer Quelle nach verschiedenen Seiten strömen, alle anderen großen Tage des Kirchenjahres ausgegangen.» Aber ... Das große Aber, das Sie so gut wie ich im Auge haben und das mit jedem Jahr, das dem Zeitalter der industriellen Massengesellschaft zuwächst, um ein nicht Unbeträchtliches mehr als Ärgernis erscheint: von der Tat Gottes, seinem Hineinwirken mit der Geburt des Gottessohnes in die Geschichte der Menschheit, der die Majestät Gottes allmählich entschwunden ist, bis Nietzsche: «Gott ist tot!» rufen und der Antichrist sein weltumspannendes Reich hat aufrichten können, ist bei der Menschheit nichts oder ganz, ganz wenig übrig geblieben, was der Dimension des Metaphysischen angehört. Hätte der menschgewordene Gott, Jesus von Nazareth, der den härtesten aller irdischen Leidenswege bis zum Kreuz schritt, für die sich von Gott verlassen Fühlenden nicht zum nächsten aller menschlichen Mitbrüder und zugleich zum greifbarsten Stück Göttlichkeit werden müssen, als sein Vater für die Menschheit immer mehr ins Dunkel des Unfaßlichen entglitt und die tragische Autonomie des Menschen sich mit jedem Jahrhundert neu und immer selbstherrlicher begründete?

Ja. Aber es ist nicht geschehen, obwohl wir heute unter der Tyrannei des Physischen und Materiellen leben und die Suggestion des Tatsächlichen, Authentischen unser ganzes Dasein als ein geheimer oder offener Widerspruch gegen die Tatsächlichkeit und Authentizität Gottes in Christus beherrscht. Nur der Bereich des Greifbaren, zu Handen Gegebenen wird zum Tätigkeitsbereich einer möglichen sittlichen Bewährung. Der seelische Grundwasserspiegel sinkt ab; die Wurzeln des Natürlich-Menschlichen vermögen die nährenden Quellen des Übernatürlichen nicht mehr zu erreichen. Der Glaubensverlust im pragmatischen Denken des sozialen Wohlfahrtsstaates beraubt den modernen Menschen allzu oft jener Dimension, in der das Christentum beheimatet ist. Und nicht aggressiver Unglaube ist in den Reihen der Kirchgänger-Christen die größte Gefahr, die im Osten schon zum Verhängnis des Untergangs geworden ist, sondern die Lauheit, die Indifferenz in einer bloß dem Diesseits zugewendeten Zivilisation, die das «Welt ging verloren, Christ ward geboren» auszudenken, als einen störenden oder, schlimmer, als einen bedeutungslosen Schatten im kleinen Glück des industrialisierten Biedermeiers vor Fernsehschirm und Hausbar empfindet. Und wieviel Gutes, ja Großartiges auch von einzelnen Arbeitern im «Weinberg des Herrn» geleistet werden mag — die höhere Hierarchie ist um Konferenztische versammelt, bereitet Reformen von etwas vor, was längst nicht mehr als Offenbarung, sondern als totes Zeremonial empfunden wird, und tagt, und tagt, je näher die Nacht der Christenheit heranrückt.

Es wäre voreilig, diese Meinung als ‹Kulturpessimismus› abzutun. Das merkantile, lärmige Drum und Dran hat immer von der Weihnacht Besitz ergriffen, denn dieses Fest lädt eben gerade, weil es so allgemein menschlich ist, zu Allzumenschlichkeiten ein. Jede Zeit versucht, ihren Handel und Wandel zum Einbruch der Ewigkeit in die Zeit, zum Erscheinen Gottes unter den Menschen, hinzuzutun. Insofern ist immer noch

ein geistiges Erbe der frühesten Christenheit virulent. Nur ist im Bewußtsein der Weihnacht feiernden christlichen Menschheit von heute dem eben Geborenen nicht mehr seine Sterblichkeit zugeordnet, die man früher nie aus den Augen verloren hatte. Es steht nur eine Krippe mit einem «süßen Jesuskind» und einem «holdseligen Paar» vor Augen. Eine Krippe ohne Kreuz dahinter aber wird ebenso hälftig und zwiespältig wie ein Kreuz ohne Krippe.

«Zwanzigstes Jahrhundert», notierte Charles Péguy bereits im Jahre 1913. «Die Welt hat sich seit Jesus Christus weniger verändert als in den letzten dreißig Jahren ... Die Welt ist so sehr anders geworden, daß wir noch nicht einmal die Organe und Kategorien für die Wahrnehmung dieses Vorganges entwickelt haben. Sie ist uns enteilt. Wir müssen ganz neu in ihr domestiziert werden. Die traditionellen Antworten (des Christentums) genügen nicht für die Fragen, die sich von den Denk- und Lebensverhältnissen der nur weltlich gewordenen Welt her an es ergeben.»

Das ist kein Standpunkt, der sich die Anerkennung organisationsfreudiger Kirchenfunktionäre, welcher Konfession auch immer, bemüht. Es ist die Nachdenklichkeit jener, die es mit der Meinung des alten Christoph Blumhardt halten, daß an Weihnachten die Engel geweint haben, weil sie des Karfreitags inne waren, und daß sie am Karfreitag gelacht haben, weil sie schon um die Herrlichkeit der Auferstehung und der Ostern wußten.

Ich möchte sagen, daß es eine Meinung unter dem letzten erkennbaren Strich des Glaubens war und ist. So hat sie auch Dietrich Bonhoeffer aufgeschrieben, als er vor seinem letzten Weihnachten auf dieser Welt im Gefängnis der Gestapo notierte: «Wir sind wieder ganz auf die Anfänge des Verstehens zurückgeworfen. Was Versöhnung und Erlösung, was Wiedergeburt und Heiliger Geist, was Feindesliebe, Kreuz und Auferstehung, was ‹Leben in Christus› und Nachfolge (Christi) heißt — das alles ist so schwer und so fern, daß wir kaum mehr wagen, davon zu sprechen. In den überlieferten Worten und Handlungen ahnen wir etwas ganz Neues und Umwälzendes, ohne es bereits fassen und aussprechen zu können.»

Diese existentielle Skrupulanz wäre allen not und heilsam, welche die Kirche als unfehlbar verstanden und dabei vergessen haben, daß Unfehlbares nur existieren kann, wo ein Ziel ist und im Religiösen ein personales Gegenüber besteht, das erreicht oder verfehlt werden kann. Bonhoeffer sah voraus, daß das «qualifizierte Schweigen», zu dem ja der echte Teil der russischen Orthodoxie heute schon gezwungen ist, der Kirche unter Umständen besser anstehen könnte als die Weitergabe großer, unverstandener, unerklärter Worte. Deshalb sagte er: «Alles Denken, Reden und Organisieren in den Dingen des Christentums muß neu geboren werden aus Beten und Tun. Es ist nicht unsere Sache, den Tag vorauszusagen — aber der Tag wird kommen, an dem wieder Menschen berufen werden, das Wort Gottes so auszusprechen, daß sich die Welt darunter verändert und erneuert!»

Dann wären wir wieder im echten Sinn als Menschheit die Sache Gottes, in welche seine weihnächtliche Tat in Gestalt der Entsendung seines Sohnes hineinwirkt, wie der Sauerteig in der trägen Masse von Mehl und Wasser es tut. Dann wäre die Weihnachtsfeier, die den im Geist Redlichen schon so lange schwer gemacht worden ist und sie bisweilen aus dem Bannkreis dieses freudigen Festes hat in den Puritanismus fliehen lassen, wieder Wirklichkeit und nicht nur jener ‹holde Zauber›, den man diesem Feste nachsagt.

Freilich, eine andere Art von Weihnacht als jene, welche die Hirten von Bethlehem gehabt haben, bekämen wir immer noch nicht, auch wenn wir in unserem Christfest die ganze Fülle des Kreuzes, das Auferstehung und Himmelfahrt mit einbeschließt, feiern dürften. Wir blieben ‹nur› Glaubende, aber wir kehrten, wie die Hirten, nicht einfach in unsere tägliche Armseligkeit zurück, sondern «wir kehrten wieder um und priesen Gott für alles, was wir gehört und gesehen haben, wie denn zu uns gesagt ward ...»

Mitten in der Nacht der Welt, mitten im kalten Krieg der Entzweiung und mitten in der Niedertracht einer vorgeblichen Koexistenz, die mit dem von Christus gebrachten und aller Welt guten Willens verheißenen Frieden nichts zu tun hat. «Adveniat regnum tuum», «Zu uns komme Dein Reich!» hat die Christenheit in den immer dunkleren Adventen dieses Jahrhunderts gebetet. Dieses Reich mit seinem Frieden ist nicht ‹unter uns›; es ist von der Begegnung mit dem Auferstandenen und gen Himmel Gefahrenen an in uns.

In dieser überverwalteten Welt ist zwar wenig Raum mehr für die unschematische, kategorien-

lose Freiheit des Einzelnen geblieben. Ein Raum aber bleibt uns für alle Verwalter unserer Welt und Zeit exterritorial und nicht zu entheiligen: jener der persönlichen inneren Betroffenheit. Wie wir in ihm hausen und bis wohin wir ihn erweitern wollen, ist schon wieder nicht mehr unser Alleinrecht. Ob auch nur um Haaresbreite neben unserer Glaubenshoffnung, so haben wir nicht mehr uneingeschränktes Wohnrecht in dieser verweltlichten Welt und sind wir ihren Einflüsterungen ausgesetzt.

Den vielen geheimen Verführern unseres Zeitalters läßt sich, zum Heil hin geschaut, nur eine messianische Hoffnung entgegensetzen, durch die das dunkelste Dunkel der Welt erträglich wird. Bei den Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozessen nach dem Zweiten Weltkrieg erschien, wie Paul Tillich berichtet, als Zeuge ein Mann, der eine Zeitlang in einer Gruft des jüdischen Friedhofs in Wilna gelebt hatte. Dieser Friedhof war das einzige Versteck, wo er und viele andere leben konnten, nachdem sie der Selektion für die Gaskammer entronnen waren. In einer Gruft ganz in der Nähe von ihm gebar damals in einer dunklen Winternacht eine junge Frau einen Sohn. Der achtzigjährige Totengräber, in ein Leichentuch gehüllt, das er einem kaum erkalteten Leichnam weggenommen hatte, stand ihr bei der Geburt bei. Und als das neugeborene Kind seinen ersten schwachen Schrei ausstieß, betete der alte Jude: «Großer Gott, du Gerechter, hast du endlich den Messias zu uns gesandt? Denn wer anders als der Messias kann in einem Grabe geboren werden!»

Drei Tage später sah der alte Totengräber, wie das Kind die Tränen seiner Mutter trank, weil deren Brust ihm keine Milch geben konnte. Und später mag es wohl gestorben sein, und der alte jüdische Totengräber hatte wieder einmal vergebens gehofft und konnte mit dem Psalmisten rufen, wie jetzt alle rufen können: «Wie lange noch, Herr, wie lange . . . !»

Diese Geschichte, die keine menschliche Einbildungskraft zu ersinnen vermöchte, gibt genau wieder, wie es sich mit der Hoffnung in der grabartigen Gefangenschaft der irdischen Existenz verhält. Karl Barth hat dem einmal mit folgenden Worten Ausdruck verliehen: «Wenn ein Mensch begraben wird, ist es augenscheinlich und bewiesen — obwohl er scheinbar noch gegenwärtig, tatsächlich aber bereits abwesend ist —, daß er keine Gegenwart mehr besitzt, noch weniger eine Zukunft. Er ist nur mehr Vergangenheit. Er ist nur noch durch die Erinnerung erreichbar, und auch das nur so lange, bis die, denen es möglich ist und die bereit sind, sich seiner zu erinnern, selber begraben sind. Und die Zukunft, auf die die ganze menschliche Gegenwart hinläuft, ist gerade dies: begraben zu werden.»

Diese Worte treffen das Gebet des alten jüdischen Totengräbers: «Gott, Du Gerechter, hast Du endlich den Messias zu uns gesandt? Denn wer anders als der Messias kann in einem Grabe geboren werden!» — Wo anders fänden wir sonst das paradoxeste Mysterium des gläubigen Daseins, das — mit der Vorbestimmung, begraben zu werden — von der Hoffnung auf den Begrabenen und dann Auferstandenen lebt!

Das neue Leben der Umkehr, das am Ende des Advents beginnen muß, wenn wir in der Wüste unserer Tage dem Ruf des Täufers und Vorläufers gefolgt sind, wäre nicht wirklich neues Leben, wenn es nicht aus dem radikalen Ende des alten Lebens entstünde. Sonst müßte es wieder begraben werden. Wenn aber das neue Leben aus dem Grabe selbst hervorgekommen ist, dann ist der Messias mit seinem Reich und mit seinem Frieden, den er dem inneren Menschen, auch in der heillos zerrütteten Welt schenkt, erschienen. Dies allein auch kann unsere Hoffnung nähren, daß die Gesetze der Persönlichkeit, der Freiheit und des Rechtes aus mehr denn nur egozentrischem Individualismus sich noch einmal als Gegengewichte gegen die oberflächliche Vermassung in die Waagschale für die Gesamtheit unserer christlich genannten Existenz senken werden.

Helfen Sie bitte wiederum mit, den Schülerkalender «MEIN FREUND», ein Eigenwerk des KLVS, unter der Jugend zu propagieren. Werbematerial erhalten Sie beim Walter-Verlag Olten.